

(Nachdruck verboten.)

39) Der Blanksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

XIX.

Inzwischen befand Philipp sich selbst in wahrer Todesangst. Bei der Nachricht, daß Käthe krank sei, wurde er von Gewissensbissen gepackt, und als er sich erkundigte, ob sie im Fieberwahn gesprochen habe, hatte er ein peinigendes Gefühl seiner Erbärmlichkeit, das er zuvor noch nie empfunden. Bei seinem Zusammentreffen mit Pete wurde er sich zum erstenmal bewußt, wie tief ihn seine Doppelzüngigkeit herabwürdigte. Er hatte sich gebrüstet, ein Mann von Ehre zu sein, und sah sich plötzlich ganz aus den Pfaden gedrängt, in denen er mit Ehren hätte gehen können.

Als er sich von dem ersten Schreck über Käthes Unglück erholt hatte, erinnerte er sich seiner Unterredung mit dem Gouverneur. Das Verlangen nach der Deemsterwürde brannte in seiner Seele mit immer wachsender Glut, aber er bewarb sich nicht darum. Er erwähnte es nicht einmal gegen Tante Nan. Sie hörte von seinen Aussichten aus Peter Christian Ballawhaines Munde, der bei diesem Glückwunschbesuch zum erstenmale den Fuß in ihr Haus setzte. Die gute alte Seele geriet in heftige Aufregung. Alle Hoffnungen ihres Lebens näherten sich der Erfüllung, ihre Gefühle und Träume sollten verwirklicht werden. Philipp war nahe daran, das zurückzugewinnen, was sein Vater verloren hatte. War er schon darum eingekommen? Nein? Er würde es aber noch thun. Es war seine Pflicht.

Doch Philipp konnte sich nicht um die Deemsterstelle bewerben. Sich mit kaltem Blute niederzusetzen und an den Sekretär des Innern zu schreiben, während Käthe krank darniederlag, wäre ihm vorgekommen, als fordere er den Sündenlohn dafür, daß er sie geopfert habe. Dann kam Pete und erzählte ihm, daß er bald Hochzeit halten würde. Es regte ihn nicht weiter auf. Es war nur die letzte Umdrehung eines Rades, das schon in Bewegung gesetzt worden war, ehe Pete in die weite Welt ging. Käthe würde nicht einwilligen. Man hatte ihre Einwilligung nur vorausgesetzt. Er fühlte sich unbekümmert, ruhig und sicher.

Dann kam sein alter Lehrherr, der Kollegienfreund seines Vaters, der jetzt zu der Stellung des Kanzleidirektors befördert worden war. Er war stolz auf seinen Schüler und hatte gehört, daß Philipp vom Gouverneur in erster Linie begünstigt würde.

„Ich habe es vorausgesehen,“ sagte er. „Ja wirklich, Madam, ich wußte es längst. Als ich ihn das erstemal vor mir sah, dachte ich: „Der hat das Zeug dazu, der erste Rechtsgelehrte der Insel zu werden, — er wird mich gewiß nicht enttäuschen.“

Der gute Alte war ein etwas geschwägiger, aber tüchtiger, kräftiger Mann, ein Junggeselle, und als die Rede auf den letzten Deemster kam, bemerkte er, daß die Franen gewöhnlich das Haupthindernis für die Laufbahn eines Mannes seien. Er bat Tante Nan deshalb um Verzeihung, aber die alte Dame schien es nicht übel genommen zu haben. Sie gab zu, daß es sich in einzelnen Fällen wirklich so verhielte. Die jungen Leute sollten auf ihrer Hut sein, daß sie sich nicht selbst Steine des Anstoßes in den Weg legten, um ihr Fortkommen zu hindern.

Philipp hörte schweigend zu und konnte sich während all der selbstlosen Ratschläge einer gewissen cynischen Bitterkeit nicht erwehren. Doch bewarb er sich nicht um die Deemsterstelle. Nun traf Cäsars Brief ein, der die bevorstehende Hochzeit angeigte und sogar einen bestimmten Tag dafür festsetzte. Dies rief einen Sturm der Entrüstung bei ihm hervor. Er war gewiß, daß man einen ungebührlichen Druck auf das Mädchen ausübte, daß sie zu der Heirat gezwungen wurde. Es war seine Pflicht, der Sache Einhalt zu thun. Doch wie? Es gab dazu einen ganz klaren Weg, aber den konnte er nicht beschreiten. Er konnte seinen einmal gefaßten Entschluß, daß er selbst das Mädchen weder heiraten dürfe noch könne, nicht wieder

aufgeben. Nur eines blieb übrig: sich auf Käthe selbst zu verlassen. Sie würde nie darein willigen. Da sie ihn nicht heiraten konnte, würde sie überhaupt niemals heiraten. Sie würde thun, was er selbst zu thun willens war: sie würde ihr Leid tragen und unvermählt bleiben.

Mittlerweile erwachte Philipps Liebe, die sich, ohne daß er es wollte, seit der Messiah und in dem Kampf mit seinen weltlichen Zwecken abgekühlt hatte, bei der Annäherung eines anderen Mannes plötzlich wieder mit aller Festigkeit. Aber der Ehrgeiz bekämpfte in ihm die Liebe, und er fing an, sich zu fragen, was es bei der Angelegenheit mit Käthe überhaupt für einen Unterschied mache, ob er die Deemsterstelle bekäme oder nicht. Käthe war in der Genesung, er hatte sich in dieser Beziehung nichts mehr vorzuwerfen, und es würde thöricht sein, den Ehrgeiz eines ganzen Lebens um der Liebe eines Weibes willen zu opfern, das doch nie die Seine werden, das er doch niemals heiraten konnte. In dieser Gemütsstimmung schrieb er seinen Brief an den Sekretär des Innern. Es war ein in seiner Art ausgezeichnetes Schriftstück, einfach, natürlich, nachdrücklich und einseitigvoll. Er hatte die ruhige Ueberzeugung, daß keine bessere Eingabe von der Insel ausgegangen wäre, gleichwohl vermochte er es nicht über sich, den Brief zur Post zu bringen. Etwas von der alten Zärtlichkeit überkam ihn, als er ihn in der Hand hielt; Käthes Bild tauchte vor ihm auf, mit ihren zuckenden Lippen, ihren leidenschaftlich flammenden Augen; die Liebe, die er zu erstickern suchte, regte sich wieder flüsternd in seinem Herzen.

Dann kam Pete mit einer entscheidenden Nachricht. Käthe hatte doch eingewilligt. Es war jetzt kein Zweifel mehr möglich. Seine frühere Entrüstung erschien ihm jetzt fast komisch, seine Zuversicht unsinnig. Käthe war bereit, Pete zu heiraten, und im Grunde, welches Recht hatte er, sie zu tabeln? Welches Recht hatte er, die Heirat zu hintertreiben? Er hatte dem Mädchen schon Leid genug zugefügt. Ein braver Mann kam und bot ihr seine Liebe an. Sie war im Begriff, sie anzunehmen. Wie durfte er wagen, sie zu hindern, einen andern zu heiraten, da er selbst außer stande war, sie zur Frau zu nehmen?

Am Abend trug er den Brief an den Sekretär des Innern zur Post und beschwichtigte die nagenden Vorwürfe seiner Liebe mit Träumen des Ehrgeizes. Er wollte den Platz seines Vaters zurückgewinnen; er wollte die Ueberlieferungen aus der Zeit seines Großvaters weiter fortpflanzen, die Familie Christian sollte ihre alte Stellung auf der Insel wieder einnehmen, der letzte ihres Stammes würde ein starker und gerechter Mann sein. Nein, er wollte nie heiraten; er würde für sich allein leben, ein stilles, ein friedliches Leben, mit einem leisen Hauch von Schwermuth, doch nicht ganz unglücklich, nicht ohne den Beifallsruf der Menge.

Zu allen andren Gemütsbewegungen, die ihn stärkten und unterstützten, gesellte sich eine geheime Verbitterung gegen Käthe, eine gewisse Verachtung ihrer Unbeständigkeit, ihrer Leichtfertigkeit, ihrer oberflächlichen Liebe, ihrer Bereitwilligkeit, sich der alten Liebe zu entsagen und eine neue einzugehen. Er fühlte eine Art Stolz auf seine eigene, höher geartete Hingebung, seine unerjütterliche Leidenschaft. Pete lud ihn zur Hochzeit ein, aber er wollte nicht kommen; er würde schon eine Ausflucht finden.

Dann kam die Abänderung des Hochzeitstages, um seine Gegenwart zu ermöglichen, und Käthes eigene Einladung. Nun gut, sei es drum. Käthe wollte ihm Trost bieten. Ihre Einladung war eine Herausforderung. Er wollte sie annehmen; er war entschlossen, zur Hochzeit zu gehen. Und wenn sich ihre Augen begegnen sollten, so wußte er, weissen Augen sich zur Erde senken mußten.

XX.

Am frühen Morgen des nächsten Tages wurden die Schläfer von dem Ton eines Hornes geweckt. Es schallte irgendwo vom Dorfe her, wanderte die Thalschlucht hinab, überschritt die Brücke, kam über die Felder und überflutete schließlich das Haus der Braut mit verstärktem Mißklang. Dieser ruheloße Geist im grauen Morgenlicht stellte den Herold der kommenden Hochzeit dar. Sein Gruß entsprang der rauhen Kehle von Zouaique Jelly.

Noch vor Anbruch des Tages war die „Mank-See“ in lebhafter Bewegung. Beim ersten Morgengrauen pухte Nancy Zoe das ganze Haus noch einmal von oben bis unten. Etwas später wurde Grammie mit dem Baden der Kuchen im Herd und auf der Pfanne fertig. Hierauf fanden sich einige Nachbarn ein und holten das Rindfleisch, das Schöpfenfleisch, die Gühner und Enten ab, die für das Hochzeitessen bestimmt waren, um sie an ihrem eignen Feuer zu braten. Die Frauen waren heute am Ruder, und alle müßigen Männer wurden aus dem Wege getrieben.

Gegen neun Uhr wurde das Frühstück stehend eingenommen. Dann dachte jeder daran, sich zu putzen. Die Männer mußten bereits fertig sein, ehe die Frauen beginnen konnten. Schon hörte man sie aus unsichtbaren Regionen oben um Hilfe schreien. Grammie ging Cäsar zur Hand. Nancy Zoe ließ Pete ihren Beistand.

Im letzten Augenblick entdeckte sie noch, daß Pete vergessen hatte, sich ein weißes Hemd anzuschaffen. Er hatte zur Trauung nur das flanelle, in dem er aus Afrika gekommen war. Das ging doch nicht an. Es schickte sich nicht, es war nicht anständig. Es blieb ihm nichts übrig, als sich ein Hemd von Cäsar zu borgen. Das war aber nach ganz altem Schnitt und Pete betrachtete es mit peinlichem Gefühl. „Nehmt es nur, sonst habt Ihr gar keins,“ sagte Nancy und drängte ihn in seine Stube zurück. Als er wieder heraustrat, ging er mit steifem Halse die Treppe hinab, in einem Kragen, der ihm auf beiden Seiten bis zum Ohre hinaufreichte und von seinen Waden abstand wie die Flügel einer weißen Fledermaus. Er mußte sorgsam acht geben, daß die langen gestärkten Spitzen ihm nicht die Augen austachen. In demselben Augenblick erschien Cäsar in weißen Hosen, geblümter Weste, einem Frack mit langen Schößen und einem hohen Hut von rauhem schwarzem Filz.

Die Kirche hatte sich unterdessen mit Männern und Frauen gefüllt, und draußen auf der Straße standen Gruppen junger Burtschen, einige mit Pferden, die für die Vorreiter der Braut gefattelt und gezäumt waren, andere mit geladenen Flinten, die man loschießen wollte, sobald der Brautzug erschien, und wieder andere mit gedruckten, an Leinen befestigten Taschentüchern, die statt der Flaggen von Baum zu Baum angehängt wurden.

Mit jedem Augenblick wuchs die Menge draußen, und die Gesellschaft drinnen wurde zahlreicher. John, der Küster, sprach auf seinem Wege zur Kirche vor und flüsterte Pete zu, daß alles fertig sei und sie zum Empfang einen schönen Psalm singen würden.

„So viel Mühe mache ich mir nicht bei jedermanns Hochzeit,“ sagte John. „Wenn Sie die Allee hinunterkommen, so geben Sie Acht, Herr, dann werden Sie mich sehen.“

„Er ist nur ein armseliger Wicht,“ flüsterte Mr. Zells Pete ins Ohr, als John, der Küster, fort war. „Mein altes Schwein kann ebenso gut Musik machen wie er. Haben Sie diesen Morgen das Horn gehört? Ich bin noch nie einer Hochzeit wegen so zeitig aufgestanden wie heute. Ich werde Ihnen den „Schwarzen und Grauen“ aufspielen, wenn Sie in die Kirche eintreten.“

Grammie kam in einer riesigen Haube in Form eines Halbmonds angegangen, unter der man ihre weiße Mütze sehen konnte; und Nancy Zoe erschien so reich behändert, daß sie nicht wiederzuerkennen war und viele Zoll größer als sonst aussah, weil sie einen Turm von Federn und Blumen aufhatte, während sie für gewöhnlich mit bloßem Kopf ging.

Run gingen die Kirchenglocken zu läuten an und Cäsar stieß ein gedehntes „A — hum!“ aus und fragte in wichtigem Tone: „Ist der Wagen vorgefahren?“

„Er kommt eben über die Brücke,“ sagte jemand an der Thür, und im nächsten Augenblick hielt ein geschlossener kleiner Gesellschaftswagen an der Vorhalle.

„Alles bereit?“ fragte Cäsar.

„Halt, Herr“, sagte Pete, und dann zu Nancy Zoe gewendet: „Nicht wahr, an seinem Hochzeitstag soll sich der Mensch doch seines Lebens freuen?“

„Ei, natürlich, Du Einfaltspinsel, was sonst?“ antwortete sie.

„Aber in einem solchen Hemde kann kein Mensch froh sein,“ sagte Pete. „Ich will gehen, und es ausziehen.“

Zwei Minuten später erschien er wieder in seinem flanelhemde unter dem Anzug von blauem Vossentuch, in dem er einfach und natürlich aussah, jeder Zoll ein ganzer Mann.

„Jetzt ruft die Braut,“ sagte Cäsar.

Räthe war während der ganzen Nacht durch einen Klang im Ohr wach erhalten worden, der dem dumpfen Geläute ferner Glocken glich. Als das Tageslicht kam, verfiel sie in unruhigen Schlummer und hatte beim Erwachen ein Gefühl von Betäubung, als ob sie einen Schlaftrunk genommen hätte, dessen Wirkung noch nicht ganz verfliegen war. Nancy kam in die Stube hereingestürzt und schrie: „Es ist Dein Hochzeitstag, Kitty!“ Statt der Antwort wiederholte sie wie im Traum die Worte: „Es ist Dein Hochzeitstag, Kitty!“

Auf ihrem Gesicht lag ein Ausdruck von Seelenruhe, sie lächelte sogar ein wenig. Eine seltsame Heiterkeit kam über sie, wie sie jemand empfindet, der lange in Angst und Spannung an einem Krankenbett gewacht hat, wenn der Kranke gestorben ist. Nancy zog den kleinen Fenstervorhang zurück, bückte sich um hinauszusehen und sagte: „Glücklich die Braut, auf welche die Sonne scheint, pflegt man zu sagen, und siehe! die Sonne scheint.“

„Ach, aber auf die Sonne ist kein Verlaß,“ antwortete sie.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Seitdem mir meine großmütigsten Freunde beteuert haben, daß meine Verse bei wohlwollendster Diagnose schumpfererregend — die unedlen Götter anzerteten sich unappetitlicher — wirken, habe ich senzend das Dichten aufgegeben. Mit um so mächtigerem Instigium aber treibt mich seit diesem Verzicht die Leidenschaft, wenigstens in der Weise für die Litteratur etwas zu thun, daß ich Genies entdecke.

Für einen vereitelten Dichter ist diese Bemühung noch schwieriger und ansichtsloser als das Selbststreimen, schon deshalb, weil immer der Reiz auf der Lauer liegt und ihm verwirrend zuraunt: „Was, der soll ein Genie sein, das kamst du ja selbst viel besser, und man sagt dir doch nach, daß du schumpfererregend dichtet.“ Dennoch hab ich meine Nachforschungen nicht aufgegeben. Ich will und muß in die Kunstgeschichte kommen, als einer, der den erhabenen Genius des * * * entdeckt und gefördert hat.

Obwohl ich nun täglich vormittags von 11 bis 12 Uhr Anfragsendungen von Genies entgegennehme, ist es mir doch all die Jahre nicht gelungen, mein Ziel zu erreichen. Schon begann ich müde zu werden und ging mit dem Gedanken um, auch diesem letzten Ehrgeiz zu entsagen, da, jauchzte meine Seele, erschien im Fernrohr meines sehenden Geistes endlich der ersehnte neue Stern, ein Sirius an Glanz und Größe und an Billionenfernen lähnen Gedankenfluges. Wenn mein Geld nicht etwa ein elender Schuft sein sollte, der eigens seine Poesien hat drucken lassen, um seinen Entdecker zu foppen, so ist er zweifellos der Centraldichter der modernen Zeit, in dem sich alle Wonne und Leiden der gegenwärtigen Menschheit magisch leuchtend brechen.

Um meinen Lesern keinen Augenblick des Mitgemisses zu rauben, beeile ich mich, unverzüglich den Namen des Erlauchten zu nennen; am liebsten hätte ich ein Extrablatt der Freude herausgegeben — aber ich schreibe ja nicht am „Sokal-Anzeiger“. Kurz es ist: Israel Abrahamsohn, der unter dem Titel „Islam“ soeben „Verse und Knittelverse“ in die Welt gesandt hat — Israel Abrahamsohns Islam, nicht mehr und nicht weniger!

Ich gebe von vornherein bereitwillig zu, man muß sich erst ein wenig an den Namen gewöhnen. Aber man wird das bald lernen. Auch der Name Klopstock klang anfangs wie ein frivolster Hohn, und doch hat er der neuen deutschen Litteratur die heilige Altarlampe angezündet. Ich sehe nicht ein, warum Israel Abrahamsohn unlyrischer klingen soll als Klopstock. Jedenfalls beweist schon der Name, daß er unmittelbar fähig ist, ins preussische Herrenhaus berufen zu werden. So wird Israel Abrahamsohn auch ins Herrenhaus der deutschen Kunst eingehen.

Ferner will ich gestehen, daß man ohne den Besitz eines hebräisch-deutschen Wörterbuchs nicht alle Schönheiten voll verstehen kann — aber welcher Gebildete besitzt kein hebräisch-deutsches Lexikon oder hat nicht wenigstens einen Onkel, der jüdische Witze zu erzählen vermag! Also auch dieser Anstand ist kein Hindernis. Wenn ich noch verrate, daß Israel Abrahamsohn gleich dem Grafen Wilow, der übrigens bereits dem „Islam“ drei höchst verwendbare Citate entnommen hat, an den äußersten deutschen Ostmarken Kultur verbreitet, so habe ich genug zur Einleitung gesagt.

Wenn man einen Dichter — vergleiche Goethe! — ganz erkennen will, so muß man seine Ahnen studieren. Israel Abrahamsohn giebt selbst über die Vorgesichte seines Genies und die Elemente seines Wesens erschöpfende Auskunft:

Mein Urgroßvater, Rabbiner Elias,
Von Barkezewo, der Himmelsleiter,
Der fürchtbar dick war und Chaser nie aß,
Das war ein bekoweter Herrenreiter.

Sein Primus ist nach ihm Rabbi geworden,
Und dessen Einikel ist es heute,
Geliebt und gefürchtet im ganzen Norden,
Es Schwören auf ihn die Hausiererleute.

Meines Vaters Vater war leider der zweite
Und widmete sich dem Schmuggelgeschäfte.
Mit sechzehn ging er zudem auf die Freite,
Zur Angewandung der Manneskraft.

Als Witwer floh er mit sechzehn Jahren
Und braute Pech in preussischen Hänen.
Denn Väterchen hatte von Paschen erfahren
Und wollte Vöcher störrisch verfeinen.

Dem Schicksal ist er buchstäblich entgangen.
Er nahm ein Mädchen, das ärmste der Mille,
Und da er das Handwerk früh angefangen,
Erzeugt er Kinder vierzehn Mille.

Und Kindern und Enkeln vermachte er dieses —
Den grimmigsten Hohn den Feinen und Frommen.
Eine Menge Pech, ein Mäsel, ein mieses,
Ich habe davon mein Teil bekommen —

Das Gedicht enthält zwar eine Anzahl indogermanischer Fremdwörter, aber es ist völlig aufklärend: man begreift nun alles, auch das Folgende.

Das Unvergleichliche an Israel Abrahamsohn ist, daß ihm jedes kleine Erlebnis zu tiefster innerlicher Tragik wird. Er steht z. B. eine alte Mähre, die er aus besseren Zeiten kannte, „die Augen brechend, die Beine geknickt, die allertraurigste Rosinante“. Den Dichter packt ein Schauer wild und er sieht sich das Vieh an. Und nun begiebt sich das Erschütternde:

„Was willst Du?“ schrie der Knecht mich an.
„Gund, Was“ und hundert andre Worte;
Genierlich war ich dem guten Mann,
Er schimpfte mich in der Schinder Sorte.

Ich sah den Klepper jammervoll
Und rannte, Feigheit ohne Gleichen!
Von dannen rannt ich wahnsinnstoll,
Nicht weit genug kommt ich entweichen.

Die Tierwelt ist dem Poeten überhaupt ein unerschöpflicher Vorrat gemütvoller Betrachtungen:

Ein Vöglein saß auf neigendem Rast,
Es hebt sich thranengebendet,
Und es spannt sein Gefieder, goldig gefast.

Ober:

Raben sind schwarze, glänzende, fliegende Tierchen.
Raben haben wie jedes Thier ein Plaisierchen.
Raben lieben es höchst melodisch zu krächzen.
Raben lieben das Gold und das Was mit Lechzen.
Raben.

Mit marterndem Grauen wühlt Israel Abrahamsohn in dem Schrecken des Todes:

„Heute wird der alte Jude begraben.
Das Vieh hat lange genug floriert.
Nun werden die Maden am Klauschern sich laben,
Hey, hey,
Der Thig ist endlich krepirt!“

Von dem Gemein-Menschlichen erhebt sich der Dichter zur socialen Anklage:

Tot auf dem Tisch der Anatomie
Liegt, die noch gestern gesungen.
Sie war betrunken und da ist sie
Kopfüber ins Wasser gesprungen.

Sie war mit Selt ganz voll gepumpt
Und machte der Sache ein Ende;
Und andre müß'n sich, zerfetzt und zerlumpt
Und ringen sich blutig die Hände.

Sie war betrunken. Wie hätte sie denn
Sonst so verrückt gehandelt.
Die Mutter erhebt ein lautes Geseumm;
Nun ist das Geschäft verschandelt! . . .

Die Mutter tobt ganz jämmerlich
Und flucht dem toten Kinde.
Dem Gatten ist's höchst beklemmerlich,
Er gießt eins hinter die Binde.

In den Zeiten der Hundesperre wird das Lied vom Hundefang zu Thränen rühren:

Ja, Hund, Du bist auch gar zu naiv!
Wo ist der Maulkorb, die Steuermark?
Der Ordnung Güter nimmt Freiheit schief
Und zeigt Dir keine beklemmende Harke.

Und heulst Du: „Ich bin doch ein dummes Tier
Und lenne keins von Deinen Gesetzen.“
So schnürt er noch enger die Gorgel Dir
Und hängt Dich noch auf; es ist zum Entsetzen.

Gewaltig zürnt der Dichter über das Sonntagstreiben im Berliner Grunewald:

Der Ede knutscht die frischgewaschne Male,
Und alles präpelt, was es fassen kann,

donnert Abrahamsohn in zudendem Menschheitsekel. Dann steht sich der Dichter das Ballett an. Auch daran hat er keine Freude:

Diese Pastete in Fleischtricot,
In Gaze hopsend und Klittern!
Asthmatisch wie ein gelähmter Floh!
Pui! Trinken wir einen Wittern!

Wild stürmen die Säge, in denen Abrahamsohn den Dankkrach darstellt:

Krach! Krach! Wildes Geheul! Jetern!
Krach in der Börse! Geveimer! Laufen!
Krach! Die Tempel gefüllt mit Vetern!
„Lieber Gott! Lieber Gott! Unser Geld!“ Krächzen!
Haareraufen!

Krach! Krach! Feuer — Zerrißne Köpfe!
Krach! Die festesten Häuser krachen!
Krach! Schlotternd starrende Tröpfe
Burzeln vom Ast runter zu klatschenden Weges Lächeln.

Krach! Krach: Schicksalsfäuste packen!
Krach! Fliehen nach allen Zonen!
Krach! Generale klappeten die Hacken!
Nun muß er parterre (ZuchtHaus heißt das) wohnen.

Aber nicht nur die Nachtseiten des Lebens lassen Abrahamsohns Leier ertönen. Mit nicht minderen Kunst beherrscht er voll zarter Innigkeit und fröhlichem Humor alle Schönheit des Daseins. Wie fein vergeleicht der Poet die Frauen mit Appetitbröckchen:

Famos so'n drubbliges, Imbelliges Weibchen,
So'n molliges, knolliges Mädel zu kutschen,
Wie zu 'nem Kimmel ein Leberwurstscheibchen
Das Herz erfreuend thut runterrutschen.

Einen unerschöpflichen Schatz der Lebensweisheit bergen seine Sprüche. So dichtet Israel Abrahamsohn äußerst zutreffend:

„Die Welt, die ist zum Rugeln!“ „Ach!
Nun möcht' ich noch dies eine wissen!
Sind viele Kegelfugeln da?
Wer wirft? Wer setzt, wenn umgeschmissen?“

Oder — jeder Buchstabe eine echter Mann:

Meinen Rod, meinen Rücken, steif ich.
Auf Klängel und Bettenschlaf pfeif ich.
Wenn einer mich kneifen will, kneif ich.
Wer mir zu frech wird, den greif ich.
Und wem der Mund juckt, den steif ich.

Ich muß mich mit diesen spärlichen Proben begnügen. Mögen andre Leute diesen Dichter neuer, starker Töne verkönnen. Den Kerlen hat's Abrahamsohn bereits ordentlich gegeben:

Höre, Schmod! Mein Rat ist gut.
Mäßige Deines Schandmaults Wit.

Kannst nicht anders als höhnen und witzeln?
Mußt wie ein Wanzerrich stänkern und rigeln?

Mußt über alles die Nase rümpfen?
Frech, was andren heilig, beschimpfen?

Wirst Du auch immer ekelhaft sein,
Sei doch gefälligst nicht so gemein.

Mir aber ist der Verfasser von Islam heilig; denn ich habe ihn unbedekt. Nun laun ich ruhig sterben. —

J o c.

Kleines Feuilleton.

Ik. Sommerblumen. Die Blütenpracht hat ihren Höhepunkt erreicht. Jeder Weg im Freien, führe er uns an Aedern und Feldern vorüber oder durch Wiesen und Wald, bringt uns eine übergroße Fülle von Blütengestalten vor Augen, und selbst auf Sandfeldern können wir jetzt ein Sträußchen zusammenbringen. — Haben wir den Aederrand gewählt, so sind es die bekannten Gestalten des Nittersporns, der Kornrade und Kornblume, die uns den festen Stamm des Bouquets liefern, an den wir andre Gewächse mit weniger steifem Nückgrat anschmiegen können. Dies sind besonders die Aedervinde und die prächtig violett blühende zottig behaarte Bogelwilde. Alle diese hübschen Blumen sind dem Landmann ein Dorn im Auge, er wird uns also nur Dank wissen, wenn wir seine Saaten davon befreien, indem wir uns einen möglichst großen Strauß davon binden. — Ganz anders sieht's am Waldrand aus, wo uns Karthäusernelken, Johanniskraut, Grasnellen, weißes und gelbes Labkraut, Odermennig, Nannkeln, Stodendulmen und noch eine Menge andre Blumen die Wahl schwer machen. Schleicht sich an den Wald eine etwas fenchte Wiese an, so geht die Auswahl für den Strauß ins Unübersehbare; da ist die klarfarbige Prachtnelle mit den zierlich geteiltten Blütenblättern, die gelbe Schwertlilie, eine der prächtigsten Pflanzen der heimischen Flora, und — meist schwer erreichbar an nasien Stellen — die Schwanenlilie, die mit ihren in Dolden stehenden, schön rosenroten Blumen an dekorativer Wirkung der vorigen nicht nachsteht. An weniger

nassen Stellen lodt uns der Teufels-Abbiß mit seinen runden blauen Blütenköpfchen, die gelbe röhrenblütige Wiesenraute und der gelbe Hahnenkamm. Zwischen zahlreichen Gräsern treffen wir ebenfalls eine Auswahl, indem wir besonders das Zittergras mit den zierlichen, herzförmigen Aehren bevorzugen. Weiter hinauf, am trocknen Waldrande, ziehen uns die silberig glänzenden Rippen der Waldschmiele an, die wir gewöhnlich mit der gelben Strohblume vergesellschaftet finden. Sind steile, sonnige Waldabhänge vorhanden, dann stoßen uns wieder neue Erscheinungen auf. Da ist die nickende Didel, so genannt wegen der leicht zur Seite geneigten großen Purporköpfchen; trotz der Dornen werden wir die schöne Blume in unrem Strauche nicht missen mögen. Da sind ferner die blauen Aehren des Wiesenalbeis mit unregelmäßigen, sogenannten Lippenblumen, und schließlich die Königslerchen mit hohen, schlanken Stengeln und weithin sichtbaren gelben Blütenständen. Wir nehmen noch Frauenfalsch, weiße Wucherblume und Schafgarbe mit und vervollständigen zuletzt den Strauch, indem wir erst jetzt auch zartere Pflanzen hinzufügen, die in seinem Innern von den großen Blumen erdrückt worden wären. Kleine Nelkenarten und Glodenblumen, Ehrenpreis und Kreuzblümchen stehen uns rasch zur Verfügung und im Abwärtschreiten haben wir wieder die Wiese erreicht, wo wir zum Schluß uns nach den blauen Sternchen des Vergißmeinnichts umsehen. Dann wird mit dem nächsten Bienenhalm das Ganze fest miteinander verbunden und im Triumph der Heimweg angetreten. —

Litterarisches.

e. k. **Totentanz.** Von Karl Strecker. Hamburg, August Harns. — Der Titel dieses Buches hat unzweifelhaft etwas, wobei sich allerlei Geistesput und Tragik denken läßt. Zudem ist er seit alters her populär, also die beste Plagge, unter welcher edle Ware, freilich noch viel mehr toter Schiffballast, segeln kann. Streckers „Totentanz“ verspricht mehr, als er bringt. Acht Stücke enthält das Buch. Vielleicht hat der Verfasser selber das Gefühl gehabt, daß das, was er bietet und wie er es bietet, eine Mißform sei: — weder Erzählung noch Novelle. In allen Stücken spielt der Tod eine Rolle: Er bildet das mögliche Moment und Schicksal; er steht im Hintergrund der Tapete, auf welche der Verfasser Laternamagica-Bildchen von seinen Menschen wirft und nun an ihre Existenz glaubt. Der Tod tritt mehrfach in persona auf, und man hat jedesmal das Gefühl, als ob ohne sein Dazwischentreten die betreffende Geschichte einfach nicht entstanden wäre. Wenn also der Autor in Verlegenheit ist, ruft er nach Monsieur Klapperbein, und der besorgt dann als ehrlicher Mörder und Totengräber das übrige. Letzteres ist aber eben die erzählte Geschichte. Wozu solche alten abgestandenen Konstruktionen? Wenn zu ihnen ein Autor greift, dann muß er aber auch neuen Wein in den alten Schlauch zu schütten haben. Kurz, er muß ein Dichter sein, der das Grausige in die Sphäre des Poetischen zu tauchen vermag, er muß Uebersinnliches, sobald er's, wie hier Strecker, in concreto vor Augen zu bringen unternimmt, glaubhaft zu machen verstehen. Das ist Strecker aber in keinem Falle gelungen. Zwischen Stoff, Konstruktion der Fabel und Darstellung läßt sich stets ein gewisses Etwas, ein künstlerisch Unverdautes, allzuviel unreife Jugenblühtheit. Die Motive der Geschichten mögen wahr sein, zugegeben. Besonders neu und vor allem eigenartig behandelt sind sie nicht. Es fehlt ihnen das Bedeutsame, das Bedeude, Ueberzeugende. Der eigentlich zumeist winzige Kern der Handlung wird allzu reichlich mit gewöhnlichem Gesprächsstoff umschrieben, der ja wohl immer eine Art Müchschau über das Dasein der jeweiligen Personen anstrebt, aber weder ungewöhnliches Interesse für den Leser hervorruft, noch auch zum Ganzen im richtigen Verhältnis steht. Als die besten Stücke betrachte ich „Gefängnisanspitzer Strenber“, „Die Kränze im Meer“ und „Der Tod und die Blumenmalerin“, obwohl in dieser letzteren Geschichte ein ziemlich banaler Stoff mit allzu geschwägiger Empfindsamkeit behandelt ist und das schöne Gleichmaß zwischen Form und Inhalt vernichtet wird. Wenn es Strecker gelingt, sich von jugendlichem, lyrischem Ueberschwang und von allzu deutlich herauslugenden Vorbildern frei zu machen, dürfte er besseres leisten. Dann wollen wir ihm gern freundlicher begegnen, als diesmal geschehen konnte. —

Archäologisches.

k. **Archäologische Forschungen in Palästina.** Aus London wird berichtet: Bei der Jahresversammlung des „Palestine Exploration Fund“, die soeben stattgefunden hat, sprach Sir Charles Wilson über die jüngsten Forschungen im Lande Judah, in welches Gebiet, wie der Redner ausführte, das alte Galil verlegt wird. An einem Ort, der eine überraschende Ansicht des Schloßfeldes gewährt, auf dem David den Goliath schlug, sind Ueberbleibsel von Töpferwaren gefunden worden; unter den Entdeckungen in diesem Gebiet fand sich ferner ein Monolith, der augenscheinlich eine der im Alten Testament so oft erwähnten „Anhöhen“ zum Opfern bildete. Merkwürdige Höhlen, die zu einer Zeit zwischen 1500 und 1200 v. Chr. bewohnt waren, wurden auch gefunden, desgleichen archäologische Anzeichen, daß von den Höhlenbewohnern die Leichenverbrennung geübt wurde. Die Töpferwaren, die deutlich präisraelitischen Ursprungs sind, sind den von Professor Flinders Petrie in Aegypten ausgegrabenen ähnlich, die nach seiner Meinung bei einer Einwanderung vor der ersten Dynastie eingeführt worden sind. Sie zeigen

starke Merkmale ägyptischen und phönizischen Einflusses und erinnern an die Töpferwaren, die man in Kleinasien in der Hauptstadt der Hethiter gefunden hat. Die in der Nähe des Toten Meeres gemachten Beobachtungen zeigen, daß in seinem Niveau ein Fallen stattgefunden hat. Man hofft, durch weitere Forschungen die Schicht verbrannter Kohle und Asche ans Licht zu bringen, die die Zerstörung der Stadt Gezer durch Pharao, den Schwiegervater König Salomos, bezeichnete, der später seiner Tochter den Platz schenkte. Ähnliche sehr gut markierte Schichten sind bereits in Palästina gefunden worden und vom größten Nutzen bei der Datierung von Funden von Töpferwaren und andern Ueberbleibseln gewesen. —

Physiologisches.

— Das Wachstum der Nägel. Zwei aus der Universitäts-Klinik Lombrosos stammende Arbeiter haben das Wachstum der Nägel zum Gegenstand. Treves fand, daß die Wachstumsgeschwindigkeit der Nägel von der Jahreszeit, der Temperatur und von krankhaften Zuständen abhängig ist. Jede Krankheit, die das organische Gleichgewicht des Körpers stört, veranlaßt danach eine Verlangsamung und Intensitätsverminderung in der Entwicklung des Nagels, die sich ausdrücken können durch die Entstehung einer queren, den Nagel in ganzer Breite durchziehenden Furche; bei Ausgleich der Störung und Zunahme der Wachstumsfaktoren schließt sich an die Furche eine Erhebung des Nagelgewebes an. Dadurch entsteht das Bild des gerieften Nagels. Je nachdem es sich dabei um Finger- oder Zehennägel handelt, kann man aus der Streifung des Nagels verschiedene Schlüsse ziehen. Da nämlich die Fingernägel den Wechsel ihres Gewebes nach Verfassers Versuchen in einem drei- bis sechsmal längeren Zeitraum als die Zehennägel vollenden, und zwar letztere in 2 bis 7 Monaten, erstere in 8 bis 24, so können die Nägel der Zehen eine größere Anzahl von Gleichgewichtsstörungen des Organismus anzeigen, als die Nägel der Hand. Es resultiert weiter daraus, daß krankhafte Funktionsstörungen von kurzer Dauer auf dem Fingernagel noch einen Eindruck hinterlassen können, den sie auf die weit langsamere wachsenden Zehennägel nicht mehr auszuüben vermögen: erstere zeigen mit ihren Furchen demgemäß im allgemeinen Krankheiten von relativ kurzer Dauer, letztere solche von langer Dauer an. Man muß demnach aus der Anzahl, dem Fundort und der Tiefe der Furchen bis zu einem gewissen Grade die Anzahl, die Zeit und die Dauer der im Zeitraum eines einmaligen Nagelwechsels eingetretenen Störungen bestimmen können. Verfasser glaubt deshalb der Erscheinung des gerieften Nagels eine gerichtliche-medizinische Bedeutung zuschreiben zu können für die Feststellung einer etwa in der Zeit eines Nagelwechsels aufgetretenen Krankheit. —

(„Umschau.“)

Humoristisches.

- Angenehme Aussicht. Bauer (dem ein Zahn gezogen werden soll): „Warum machst Du denn die Zähne auf?“ Vater: „Damit wir Platz hab'n!“
- Verblümt. Direktorsgattin (auf dem Ball, zur Mätin, die sehr stark geschminkt ist): „Schön sind Sie heute, Frau Mätin, das macht Ihnen nicht gleich Eine nach!“
- Stillblüte. „Mit dem Anlauf des Gemeindefiebers, der den Landwirten nun schon so lange auf dem Herzen liegt, hat der Herr Bürgermeister geradezu den Vogel abgeschossen.“ („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

- Hans L'Arronges Schauspiel „Der Stärkere“ fand bei seiner erstmaligen Aufführung im Breslauer „Neuen Sommertheater“ beifällige Aufnahme. —
- Sieben französische Dramatiker nahmen im vorigen Jahre nach Ausweis der Pariser Gesellschaft dramatischer Schriftsteller je über 100 000 Frank ein, 8 zwischen 50 000 und 100 000, 27 zwischen 20 000 und 50 000 Frank. —
- In Prag wird ein zweites czechisches Theater erbaut werden. —
- Anton Dvorak hat eine neue Oper „Armida“ vollendet. Die erste Aufführung findet im neuen czechischen Theater zu Pilsen statt, das im Herbst eröffnet wird. —
- Charpentiers Musikroman „Louise“ erntete im Münchener Hoftheater vielen Beifall. —
- Zum Jubiläum des Germanischen Museums in Nürnberg hat das Direktorium der Sammlungen eine prächtig ausgestattete, reich illustrierte Geschichte des Museums veröffentlicht, deren Verfasser der Museumskonservator Dr. Hampe ist. —
- Die Dresdener Kunstgenossenschaft plant für das nächste Jahr eine Ausstellung sächsischer Kunst. —
- Die junge madagassische Akademie eröffnete ihre Arbeiten mit der Veröffentlichung eines Wörterbuchs, das 4000 der in den acht Hauptidiomen von Madagaskar gebräuchlichen Wörter enthält. —